

Die Gefangenen.

Skizze aus Flandern von Cyriel Buysse.

Mittag. Das Dorfleue, das in der Sonnentglut brüht, ist wie verödet. Die grünen Fensterläden vor den niedrigen weichen Häusern sind geschlossen. Die Sonnenstrahlen wimmeln auf den roten Dächern. Das Dorf hat nur eine einzige Straße, die mit großen grauweissen Steinen gepflastert ist; sie dehnt sich in einer langen, krummen Linie aus und verläuft draussen nach zwei Seiten ins grüne Feld. Links ragt über die Dächer das spitze Kirchtürmchen hinaus; ein wenig weiter in der Mitte der Straße, erhebt sich ein Ding, das Ähnlichkeit mit einem Galgen hat: die Zugbrücke des Kanals, der das Dorf in zwei Teile scheidet.

In der stillen und verlassenem Straße sehe ich von weitem mir nur zwei Männer entgegenkommen. Sie halten sich rechts in dem schmalen Schattenstreifen an den Häusern. Sie kommen langsam, trüben Schrittes daher, nach rechts und nach links und in die Höhe starrend, als ob sie etwas suchten. Bei ihrem Vorübergehen öffnen sich einzelne Türen zur Hälfte und zeigen sich neugierig-lauernd einzelne Gesichter.

Als sie nur noch fünf Schritte von mir entfernt sind, scheinen sie unschlüssig zu sein, bleiben einen Augenblick stehen, und nach einem kurzen Gruß fragt mich der Ältere von den beiden mit hoher, ein wenig wunderbar klingender Stimme:

„Mein Herr, ist hier im Dorf nicht Gendarmerie?“

„Ja wohl.“

„Wo, Bitte?“

„Dort, über der Brücke links das gelbe einstöckige Haus.“

„Danke, Herr!“

Und sie gehen weiter, während ich mich mechanisch und seltsam berührt umdrehe, um ihnen nachzusehen.

Ich habe kaum ihre Gesichtszüge gesehen. Es hat mir lediglich erschienen, als ob der Ältere ein energisches, trauriges Gesicht hätte, ein ediges, braungebranntes Gesicht mit dunklen Augen und ergrauendem Schnurrbart, und als ob auf den abgekehrten Jünger und in den großen blauen Augen des jüngeren ein Ausdruck großen Kummers und großer Verzweiflung läge. Was ich aber sehr gut gesehen habe, war dies: daß sie beide todmüde und erschöpft waren.

Sie kommen beinahe nicht mehr weiter. Ihre zerlumpten Kleider, ihre gebückten Gestalten, ihr wandender Gang zeugen von dem langen, langen Marsch, den sie zurückgelegt haben. Man fühlt, daß sie nicht weiter gehen werden, daß sie nicht weiter gehen können. Wenn es in diesem Dorfe für sie kein Still-Weil, keinen Ruheplatz gibt, werden sie umfallen. Hier ist die Grenze ihrer Kräfte.

In der Straße gehen bei ihrem Vorbeimarsch die Türen zahlreicher auf, zeigen sich immer mehr neugierige Gesichter. Kleine Gruppen bilden sich, Rufe lassen sich vernehmen; schon rennen ihnen einige Knaben nach. Ich selber kehre auf meinem Wege zurück und folge ihnen langsam, immer stärker von meiner seltsamen Empfindung ergriffen.

Plumpen Schrittes schreiten sie über die Holzbrücke, die in ihren Angeln knarrt. Jetzt kommen sie vor das Gendarmengebäude. Sie machen Halt, und der Ältere legt die zögernde Hand an den Giebelbogen.

Einige Augenblicke vergehen; dann wird die Türe geöffnet. Mit ihren Köpfen in der Hand treten sie ein.

Und während sie drinnen bei den Gendarmen sind, werden die Gruppen vor der geschlossenen Türe immer zahlreicher und geräuschvoller. Nach einigen Minuten ist die Hälfte der Dorfbewohner dort versammelt. Alle haben das Rittagskleidchen oder die Arbeit unterbrochen. Frauen mit kleinen Kindern auf den Armen eilen herbei; Knaben schlüpfen wie Hunde zwischen den Beinen hindurch. Und widerprechende Gerichte werden laut und vereinigen sich zu einem wilden Lärm: „Es sind Verräter! ... Es sind Landstroläher! ... Es sind Diebe! ... Mörder! ...“ Etwas Schlimmeres, Feindliches ist in Ordnung begriffen, ein borniert-boshafes Grinsen schwebt auf den Gesichtern; aus der gemeinamen Seele der rauhen Menge erhebt sich der instinktive Haß gegen den Fremden, der tierische Drang, Böses zu tun an dem, der schon unglücklich ist.

Plötzlich geht die Tür wieder auf und erscheinen die Fremden wieder, diesmal zwischen zwei Gendarmen in Uniform mit dem Gewehr über der Schulter. Ein langgedehntes Murmeln wie der Befriedigung erhebt sich aus der zusammengedrängten Menge, ein wimmelnbes Gedränge entsteht. Alle wollen den beiden Gefangenen nahe sein.

Airrenden Schrittes schreiten die beiden Gendarmen neben ihnen her. Aber sie halten sie weder am Stragen noch am Arme fest, wie sie es mit gefährlichen Liebelästern machen würden; sie gehen einfach mit ihnen, vollkommen sicher, daß sie ihnen nicht entweichen werden.

Johlend, immer lärmender und aufgeregter, sich nach rechts und links ausbreitend wie die Flügel einer kleinen Armee, folgt die Menge. Knaben laufen unter gellenden Rufen und mit grotesken Sprüngen und Gebärden dem traurigen Juge voraus, andere Vengel gesellen sich zu ihnen. Und plötzlich erhebt sich ein wildes und langgedehntes Geheul; die rote, durch den eigenen Trieb aufgeschwungene Menge verhöhnt die beiden Glenden aus purem Instinkt der Grausamkeit und ohne zu wissen, wer sie sind oder was sie verbrochen haben.

Diese stießen sich, als ob sie nichts hörten. Den milden Blick starrend geradeaus gerichtet, den Rücken gebeugt, schritten sie schneller fort. Es scheint tatsächlich, als ob sie die wilden Rufe nicht hörten und die gehässigen, beschimpfenden Gebärden nicht sähen; hartnäckig bleibt der dumpfe Blick geradeaus gerichtet, hartnäckig schiebt ihr ermatteter Gang ihre schief überhängenden Körper nach dem erwarteten Ziele fort. Es ist, als hätten sie sich unter diese feindselige Menge verirrt oder als wären sie in einen bedrückenden Traum verfallen. Der dicke Schnurrbart des Älteren durchschneidet sein ediges braungebranntes Gesicht und gibt ihm einen Zug, der absolute Jähgung unter alles ausdrückt; das blasse, fleischlose Gesicht des jüngeren verliert fast jeden Ausdruck des Lebens, als wollte es sich versteinern in ein Bild des Schmerzes und der Verzweiflung.

Sie gehen weiter und passieren die Holzbrücke, die unter ihren Tritten dröhnt. Die johrende Menge, durch die Enge der Brücke einen Augenblick zurückgehalten, strömt wieder nach vorn, übersäuft auf neue den Zug, angeführt von der schreienden Bande der Waffensjungern, fortwährend durch neu heranstömende Gruppen verstärkt. Und nun erkallt mitten durch das Geheul ein ringsum wiederholter Ruf des Hasses: „Es sind Diebe, auf frischer Tat erkappte Diebe, die die Gendarmen nach dem Dorfgefangnis bringen!“

Dahin wendet sich tatsächlich der Zug. Dort steht es, das lange baufällige Gebäude, der „Kotter“, wie die Dorflinge es nennen, schmugigweiss gestrichen, bedeckt mit grauem Ziegeldach, nebenan ein Kirchhof, ein Dugend Meter vom Kirchlein entfernt.

Es wird Halt gemacht. Einer der Gendarmen, der Brigadier, steckt einen schweren Schlüssel in das verrostete Schloß und öffnet die plumpe Türe, die in ihren Angeln knirscht. Den Kopf gebeugend, verschwinden die Glenden unter einem leichten, noch wilderen Hohngeheul des Volkes, in dem häßlichen Käfig.

Die Tür ist wieder geschlossen, die johrende Menge geht langsam auseinander, noch immer über das trübe Vergnügen lachend. Nur eine Bande von Gassenknaben balgt sich noch eine Weile mit ausgelassenen Sprüngen und unter freischendenden Rufen im Sande.

Da steigt es mir wie Mel der Verachtung und des Abscheus in die Kehle. Ich hole die wieder abgehenden Gendarmen ein, und sehr leise und sehr traurig frage ich den Brigadier, den ich kenne: „Was sind denn das für Glende und was haben sie verbrochen?“

In gleichgültigem Tone antwortet er:

„Es sind zwei Arbeiter, die aus Frankreich kommen und kein Geld mehr haben. Vergebens, sagen sie, hätten sie sich überall nach Arbeit umgesehen. Nirgends konnte man sie gebrauchen. Endlich, als sie keinerlei Existenzmittel mehr hatten und durchschnittlich dem Hungertode verfielen, hätten sie beschloffen, sich der Gendarmerie zu stellen. Sie werden im Gefängnis versorgt werden, und morgen wird der Bezirksrichter das Urteil sprechen, durch das sie für einige Monate im Arbeitshaus eingeschlossen werden. ... Aber das wird ihnen nichts ausmachen ... solche Sorte von Menschen hat kein Ehrgefühl mehr ...“

(Verechtigter Uebersetzung von G. Gärtner.)

Der Lovcen.

Mit der Erklärung des Lovcen (sprich Lowschen) dürfte das Schicksal Montenegros besiegelt sein. Der Lovcen ist der heilige Berg der Montenegriner. Auf ihm fanden die tapferen Söhne der schwarzen Berge ihre letzte und sicherste Zuflucht, wenn sie von ihren Todfeinden, den Türken, aus ihren Wohnstätten nach hartnäckigem Kampfe verjagt worden waren, und von ihm stiegen sie wieder herab, wenn die Feinde das lahle, unfruchtbare Land, in dem sie nur geringe Lebensmittel fanden, wieder verlassen mußten, um nicht Hungers zu sterben ...

Schon wenn man mit dem Schiffe sich der Woche di Cattaro nähert, erblickt man weithin in grauweißer Farbe leuchtend und aus der hohen Felsenfette, der man zuflucht, sich stolz und gebieterisch erhebend, einen massigen breiten Felsenbuckel, dessen Gestalt wegen seiner oberen geraden Fläche und seinen nach allen Seiten schräg herabfallenden Wänden Ähnlichkeit mit einem Sargdeckel besitzt. Das ist der Lovcen. Er beherrscht infolge seiner Höhe (3240 Fuß) nicht nur die österreichische Woche, sondern auch den ganzen weissen Teil Montenegros. Führt man auf der schönen Serpentinstraße von Cattaro hinauf in das Felsenchaos, das man statt der landesüblichen Bezeichnung Cernagora seltsam genug mit der italienischen Uebersetzung Montenegro (Schwarzer Berg) nennt, und weiter hinein bis nach Cetinje, ja noch weiter bis Metka oder Vrhazar am Suturisee, so bleibt der Lovcen unser stetiger Begleiter, einem trüben Wächter seines Landes gleichend. Mit schroffen, nur in ihren unteren Teilen spärlich bewaldeten Felsen fällt der Lovcen auf das unter ihm sich ausbreitende Karstgebirge herab. Hier, an den Abhängen des Lovcen und in den zerklüfteten Schluchten des ihn in halber Höhe umgebenden Gebirges sammeln die Montenegriner den Schnee, der sich dort oft bis Mitte des Sommers, und wenn er in geschützten Gruben aufbewahrt wird, noch länger erhält, und bringen ihn in Säcken in mühseliger Wanderung nach Cetinje. Von Cetinje aus erblickt man auf dem glatten Gipfel des Lovcen einen winzigen weissen Punkt. Das ist eine kleine, einfache Kapelle, die die Montenegriner dem Gedächtnis ihres großen Dichters und Staatsmannes Vladika (dieser Titel führten früher die Fürsten des Landes) Peter II. errichteten.

Schon seit vielen Jahren hatten die Montenegriner den Berg mit einigen schweren Geschützen bewehrt, deren Mündungen drohend auf die Woche herabblitzten. Seit der Annexionskrisis wurde der Lovcen noch weiter bewehrt, insbesondere auf ihm und an seinen Zugängen starke Befestigungen errichtet. Nach Beginn des Weltkrieges wurden auch einige schwere französische Geschütze hinaufgeschafft und französische Artilleristen beauftragt. Während des verfloffenen Sommers hielt sich auch der französische Gesandte in Cetinje statt in der montenegrinischen Hauptstadt ständig auf dem Lovcen auf, um die Tätigkeit der dort aufgestellten Artillerie zu überwachen. Nun haben die Oesterreicher das schier unmöglich erscheinende Kunststück fertig gebracht, haben mitten im Winter den hohen, jetzt mit tiefem Schnee bedeckten Berg erstiegen und ihn mit allem, was darauf ist, in ihre Gewalt gebracht. Nun vermögen sie von dort aus alle Wege und Saumpfade des westlichen Montenegro mit ihren weittragenden Geschützen zu beherrschen. Damit schließt sich der Kreis um Montenegro immer enger und immer drohender wird das wirtschaftliche Glend im Innern.

Notizen.

— Alkoholismus und Tuberkulose. In der Berliner Akademie der Wissenschaften machte Prof. Orth Mitteilungen über die Beziehungen des Alkoholismus zur Tuberkulose. Ein Vergleich der Sterbverhältnisse bei den Todesfällen an Säuferwahn und an Tuberkulose ergab danach, daß ein Beweis für eine Förderung der Tuberkulose durch chronischen Alkoholismus nicht erbracht ist. Viel mehr spricht dafür, daß der Alkohol der Tuberkulose entgegenwirkt.

— Ein Jubiläum der deutschen Briefmarke. Der „Internationale Volkswirt“ erinnert daran, daß demnächst Zweidrittel-Jahrhundert verfließen sein werden, seit Bayern als erster deutscher Staat die Briefmarke einführt. England war schon im Jahre 1840, Brasilien, Genf, Zürich 1843, Finnland, Basel 1845, Nordamerika 1846 und Rußland 1848 mit dieser Neuerung vorangegangen. Den Anstoß dazu gab in Bayern die Einführung eines neuen vereinfachten Briefposttarifs für den inneren bayerischen Verkehr im Jahre 1849.

Der Sang der Salsje.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten,

Von Willi Seidel.

Und dein Gesicht, Daud-ibn-Jabal, du kleiner harmloser Teufel? Es war rund; die Nase war sanft gebogen und der Mund, mit breiten, gummiartigen Lippen, stets ein wenig offen ... Die becherähnliche Unterlippe trat schlaff hervor, da die obere Lippe dadurch, daß er die Rüstern krauste, in die Höhe ging und schloßweisse Schneidezähne, wie ein kleines Blinckicht unverbüßlichen Appetits, entblöhte. Eine senkrechte Falte teilte die wie poliert glänzende Kinderstirn, und ein sachter Faltenkranz stellte sich um die Augen, die hinter gebogenen Wimpern schwarz blühten, wie verdeckte Schätze. Viele Fliegen von der kleinsten Art ramten in den Augengruben umher; und nur ab und zu wischte der schmale Handrücken sie gleichmütig fort. Diese verdriehliche Mimik zeigte Daud, wenn sein Kopf in der Sonne lag ... Es ist dies die Kaste aller Leute, die viel im Freien sind und deren Gesichtsfeld eitel flammende Sonne ist. Mit frühen Jahren wird ein solches Gesicht alt, und die Falten üben sich ein, auch in schattiger Ruhe; es ist ein böses Ding um diese Falten; sie machen eine arbeitsmüde Frage aus einem sorglosen Mund, einer ehemals glatten Stirn; sie kriechen auch unter das Kinn und zerreißen die Halshaut älterer Leute in raube Wampen, wie die der Stiere; sie machen mißtrauische Miene und verkehren offene Blicke in Ripen, aus denen Hinterlist blüht. Aber Daud war noch sehr jung; und wenn er das Antlitz in den Schatten tat und schlummerte, so entspannten sich seine Züge und wurden weich und kindlich. Er schnob dabei in die eine Nischelhöhle hinein, über die sein träger Kopf ruhte, und die Franzen seiner Wimpern bedekten tief schwarz auf dem Elfenbein seiner Wange. Das Amulett, das an der abgegriffenen Haarbede über seiner Stirne hing, rührte sich leicht im Sommerwind.

Er lag jetzt wieder so zusammengekrümmet, daß seine eine Fußsohle in der Handfläche des freien Armes ruhte. —

Die Sonne glitt langsam ihren absteigenden Pfad. Grillendurchschritte Stunden, bigeschwanger, wandelten vorüber wie Frauen, die lechzende Tonkrüge auf starren Häuptern zu dem Brunnen tragen, aus dem sie eitel Stille schöpfen. Der Weizen wurde an den Spizen der nach ungespaltenen Fruchtwiegen traumhaft jast bewegt. ... Ein wabernder Schleier aus dem feinstem Wasserdunst lag auf den tiefgrünen Strecken; und die Remmonstoloffe, umgittert von Dje, stümmerten in

ihren ragenden Konturen am Rand des Gesichtsfelds, kaum erkennbar auf dem oergelben Hintergrund den ruhig hingelagerten Hügel. Das ganze Tal dampfte von trockener Hitze und verstoßener Fruchtbarkeit, die ihr unerschöpfliches Leben aus den Tiefen des hartgesprungenen Schlammes saugte. Unter regungslosen Palmbeständen, grau und geduckt, wie Zustüchten lichtscheuer Tiere, lagen die Dörfer Naga-el-Kom und el-Bairat, und westlich, wie Abfälle der Hügel, die zerfallenen Quadermassen der Tempel von Kurna und Medinet-Dabu. Der Nil, der wie eine schweratmende riesige Schlange satt in der Sonne lag, schleppte seine graugrüne Wassermerge unmerkbar dahin, überblinzt von der hellen Strandsäurereihe Lufkors. Die Stille war zeitlos; die Luft gleichsam gebändigt von der unverrückbaren Zeit, die wie mit Steinquadern auf ihr lastete; und der Himmel schwebte in weißlicher Farbe gleich flüssig siedendem Metall.

Und an den schlummernden Daud traten allerlei Traumgeister heran, die von allen Seiten aus dem Weizenfeld auftauchten und es mit ruckweisem Schritt durchmachten, bis sie mit erstarrtem Vächeln vor ihm standen und ihre verzückten Blicke über ihn spielen ließen, traumestattlich heiter, Gebilde seines knabenhaften Geistes. Denn in dem schmalen, birnenförmigen Schädel Dauds hausten, ihm selbst unbewußt, Schemen, die zur passenden Stunde ein buntes Leben außerhalb der Wirklichkeit führten, Gestalt annahmen, Kleider trugen, Hände und Kniee rührten und unendliche, murmelnbe Neben führten, ohne Anfang und Ende, Grillenfangreden, die nur Sinn hatten, wenn man ihnen nicht lauschte, sondern ihrem sanften bedeutungslosen Tonsall eigene Gedanken unter-schob. Die Schemen kamen zutraulich und schmiegsam heran; sie setzten sich in dem gestampften Umkreis der Salsje nieder und trieben Mittagssphilosophie. ...

Randmal war es ein Alter, manchmal waren es schmale Knaben, die mit hochgezogenen Brauen freischendenden Lärm um ein Nichts vollführten, manchmal Weiber, die aus schwarzer Abaja heraus mit schweren Silberspangen geschmückte Arme streckten und sich in die Haare gerieten, wobei ihre blautätowierten Sinne bedekten, wie die von Kindern, die an Fieber leiden.

Daud hatte die Empfindung, daß heute ein besonderes Ding seinen Umgang halte, irgendeine Festesfreude, eine Trunkenheit, und daß man es ganz besonders gut mit ihm meine. Der das alles mit süßem Erschrecken empfand, war der träumende Daud, das Seelchen in der irdischen Kapself. Der Körper spürte nichts, er war nur da wie eine Weizen-grane und hatte nichts mit dem allen zu tun, was die Seele sah. ... Er besorgte nur seine behagliche Porenarbeit, sein brünniges Aufschäumen aller Wärme; er streckte sich nur in

unbewußter Sehnsucht und war ein Sinnbild wunschloser Lebens. Doch was sah der innere Daud? Das erste war, daß er seinen Vater erblickte, den alten Fellachen Jabal-abu-Dabbus, und der Vater machte Feiertag, er freute sich und johlte; und hinter ihm, wie eine Rote toller Hunde, stürmten seine Freunde heran, Abu-Afra und Abu-Damum, jeder ein frischblutendes Viertel von einem jährigen Zickeln unter dem Arm.

Sie sprangen zu dritt in Hechtisprüngen geradewegs auf Daud zu; sie sprangen über den Weizen, daß es eine Art hatte, und waren um zwanzig Jahre verjüngt, was den Knaben nur flüchtig erstaunte. Und als sie vor Daud standen, sagte Jabal: „Friede über dir, mein Sohn, verlaß die Salsje und komm mit; wir gehen zu Umm-Dabbus, deiner Mutter, und machen miteinander eine große Schmauserei!“ — Daud war einverstanden, denn es war ja sein jugendlicher Vater, der das sprach; doch zuerst wollte er mancherlei wissen. Er sagte: „Gott sei mit dir, mein Vater! Wo hast du das Zickeln ergrattet?“ Sprach Jabal: „Wir trafen einen Bauern auf dem Weg zu dem Dorfe Naga-el-Bairat, und da sprach ich zu ihm: „Beim Leben der Umm-Dabbus, du Stuppler, wenn du heute mir, dem Schefch des Dorfes, nicht Ehrerbietung erweisest, so sollst du in deinem Dasein nicht einmal mehr einen Hund in deiner Hütte schlachten!“ Da schrie und heulte er, wir aber nahmen ihm das Zickeln, Gott ist groß! Wir sind ganz blutbespritzt, sieh uns an! Und wir werden eine Wahlzeit halten, eine herrliche Schmauserei, und was dich anlangt, so komm ohne Verzug, denn mich dauert es, daß du da sitzt und Flegeln fängst, anstatt mit deinem Vater und seinen Genossen vergnügt zu sein!“ — Wahrhaftig, Dauds Vater hatte Ziegenblutspitzer auf den schlotternden Ärmeln seines halbeidnen, offenbar neuen Hemdes; doch achtete er dessen nicht, sondern tat sich mächtig hervor im Reden und Pläneschmeiben — — o wie mächtig und jung war er geworden! Die Falten seines sonst verdrossenen Antlitzes waren wie durch Zauberhand getilgt; seine Gestalt war getreut wie die eines Juchses, der in den Wind schnuppert, deutegierig und nach Erwerb guten Frages listern. Und nur kam er mit seinen Freunden, um seinen Sohn mit freundlichem Wort von der Fronarbeit zu befreien, wie trunken taumelte er heran, Honig auf der Zunge und Gesang im Herzen. ... „Wen aber,“ fragte Daud, „lassen wir bei der Salsje zurück, Vater? Der Blüffel feiert, wenn ich ihn nicht prügele!“ „Allah!“ schrie Jabal, „du hast einen Bruder! Ein kleines Trogschwein, gerade reif für den Alter!“ Und siehe, nun tauchte Dauds älterer Bruder widerwillig aus dem Grün hervor.

(Fortf. folgt)

